



Nr. 9.

Unterhaltungsbeilage.

1931.

Die Predigt.

Von Jaroslav Haseket.

Es war sehr ärgerlich, daß Pfarrer Jaritsch noch immer keine Einleitung zu seiner morgigen Predigt einfallen wollte. Sie sollte sehr feierlich sein, zumal auch die Baronin, die Patronin des Pfarrsprengels, ihre Anwesenheit in der Kirche zugesagt hatte.

Es sollte etwas Blendendes sein, etwas, was hell erstrahlen und auch die schöne Schlossherrin begeistern und auf die Pfade der Tugend zurückführen sollte.

Die Kunde von den vielen Männern, zu den sie Beziehungen unterhielt, war bis hierher gedrungen. Neben einem Dragonerleutnant hatte sie auch einen jungen Stallmeister, den sie Kindchen nannte.

Ueber das alles dachte der Pfarrer Jaritsch nach und es ist daher nicht verwunderlich, daß ihm keine Einleitung zur morgigen Predigt einfiel. Auch der Text fiel ihm nicht ein. Einen Jahrgang des „Predigers“ hatte er bereits vollständig durchgeblättert und die Aufschriften der Predigten gelesen. „Der Lebenswandel im Sinne des Geistes oder des Leibes. Die Sicherheit der Erlösung. Der wahre Trost.“

Bei der letzten Aufschrift hielt er inne und erinnerte sich abermals der Frau Baronin. Ach, Frau Olga v. Haberecht, das war der wahre Trost. Er seufzte tief und erging sich wiederum in Gedanken an sie und an ihre Sünden.

Als der seltsame Baron, ein näselnder Greis, sie kennenlernte, war sie achtzehn Jahre alt und half der Wäscherin beim Wäschewaschen. Dann schickte der alte Baron sie in die Stadt, damit sie tanzen lerne, und später pflegte sie vor ihm zu tanzen.

Das hatte ihm der Dorfschullehrer erzählt, ein Mensch, der von aller Romantik begeistert war, denn er war jung und von unmöglichen Träumen und Idealen erfüllt. Der Lehrer erzählte auch, die pikante Frau habe den Baron dermaßen bezaubert, daß er sie zur Frau genommen habe. Dann hatte sie ein Kind mit einem Lakaien und bald darauf starb der Herr Baron. Das Kind starb ebenfalls und Frau Baronin von Haberecht stand, umringt von Verehrern, als selbständige Besitzerin einer großen Herrschaft in der Welt.

Im Schlosspark pflegte die schöne, verführerische Frau an der Seite ihrer Lieb-

haber, die sie häufig wechselte, spazieren zu gehen. In mondclaren Nächten schienen die Zeiten der alten Lustlinge zurückgekehrt, aber statt der Immergrün-, Zypressen- und Pinienhaine des alten Roms fentten sich die Schatten des modernen Parks auf sie herab und verdrängten in irgendeinem Winkel die Seufzer und Umarmungen der Frau Olga von Haberecht.

„Da schau her,“ sagte sich Pfarrer Jaritsch, „ich fange noch an zu dichten. Zum Teufel, was fällt mir ein!“ Er öffnete das Brevier und las: „Der Eitelkeit ist das Geschöpf sicher wider seinen Willen unterworfen, aber um dessentwillen, der es unterworfen hat. In der Hoffnung, daß auch dieses Geschöpf erlöst werde von dem Dienste der Lasterung im Siegeszug der Söhne Gottes.“

Daraus werde ich nicht flug,“ seufzte er, „ich werde mir lieber zur Beruhigung eine Pfeife anzünden.“

Er trat zum Fenster, wo seine Pfeife stand, stopfte Knaister hinein und zündete sie an, preßte den Tabak zusammen und begann im Zimmer auf und ab zu gehen, wobei er vor sich hindrömmte: „Am besten, ich fasse die Predigt so kurz als möglich, aber stark. Sie muß wie eine Bombe wirken. Am besten, ich werde von der Unmoral sprechen und betonen, daß uns nur die rasche Abkehr von unseren Begierden von der ewigen Verdammnis retten kann.“

Er schaute in den Spiegel und erblickte sich dort mit der Pfeife im Mund, erhitzt durch die Gedanken an das unsittliche Leben der Baronin, die er gern geläutert hätte.

Er sah, daß er ein ganz hübscher Mann war. Seinem Anblick merkte man noch nichts von seiner Dide an, regelmäßige Züge schauten ihm aus dem Spiegel entgegen.

Er wußte nicht recht, wie es geschah, daß er die Pfeife beiseite legte und ein Stück Werg ergriff, mit dem er das Pfeifenrohr reinigte, worauf er das Stück Werg zusammenrollte, unter der Nase hielt und wie einen Schnurrbart aufzwirbelte. Er sah so sehr gut aus. „Wie ein Dragonerleutnant,“ sagte er sich, „wie ein richtiger Ged.“

Er ließ seinen Blick durch das Zimmer schweifen, über die Diplome verschiedener religiöser Vereinigungen, über das Bild des Papstes und über andere Heilige, ließ das

Stück Werg auf den Boden fallen und ging in den Garten.

Es war einer jener traurigen Herbsttage, an denen Erinnerungen an all das, was längst vorbei ist, zu uns zurückkehren, allerdings nur dann, wenn wir sie heraufbeschwören, so, wie jetzt Pfarrer Jaritsch all seiner Wünsche gedachte. Die erfüllten ihn stets, wenn er fühlte, daß seinem Leben etwas fehlte, daß ihm an jedem Glanz mangelte, mochte der auch nur von kurzer Dauer sein.

Und während er dem kühlen Wind, der durch den öden Garten strich, die Stirn bot, sagte er: „Ach, die Karten können mir die Frau nicht ersetzen.“ Aber dann winkte er mit der Hand und rief zu den fahlen Baumkronen empor: „Apage satanas!“ und kehrte in das Pfarrhaus zurück, in die warme Stube, wo er, um sich zu erwärmen, Wacholderchnaps trinken konnte, was er mit großem Appetit tat.

Mit einer energischen Geste warf er in ein geöffnetes Schreibtischfach die Photographie der jungen, schönen Frau Olga von Haberecht, die ihm der Verwalter des Schlosses vor einiger Zeit mit der Bemerkung — der Herr Pfarrer möge seine Patronin betrachten — geschenkt hatte.

Aber seine Predigt ging auch nicht recht vonstatten, als auf Thomas Kempis: Die Bücher von der Nachfolge Christi, das Bild der schönen Frau lag.

Er schlug Thomas Kempis auf und las: „Denn wir sind nur durch die Hoffnung erlöst. Die Hoffnung, die man sieht, ist aber keine Hoffnung. Denn warum sollte man auf etwas warten, das man sieht!“

„Mein Fall ist eine hoffnungsvolle Liebe,“ sagte er sich, schlug das Buch zu und begann sich anzukleiden. „Am Besten, ich gehe ins Kasino und spiele eine Partie Tarock.“

Er verspielte an jenem Tag und begann zu trinken, was ihn melancholisch stimmte. In der Nacht kehrte er heim, setzte sich an den Schreibtisch und schrieb seine Predigt. Die Abendunterhaltung hatte bezüglich der Frau Baronin sehr ungünstig auf ihn gewirkt. Er hatte lauter recht nette, ihm bisher unbekannte Dinge über sie erfahren. Also nicht nur der Stallmeister, auch der Chauffeur! „Daß sie sich nicht

schämt." murmelte er, „so jung und so verdorben.“

Die Feder begann über das Papier zu fliegen und Pfarrer Jaritsch verfasste eine scharfe Predigt, die schärfste, die es vielleicht je gegeben hat, streng und hart, mit Stacheln, die raffiniert nach der Frau Baronin zielten.

Und am folgenden Tag kam er grauam, hart und erbarmungslos mit seiner Predigt in die Kirche. Als er die Kanzel bestieg, sah er in der ersten Bank die Frau Baronin sitzen. Ihre grünen Augen blickten ihn so merkwürdig friedlich an, daß sich ihm beim Anblick des entzündenden Gesichtes der

Stoß drehte. Und statt gegen die Unmoral sich zu ereifern, begann er von der Kanzel herab von Engeln und der Schönheit zu sprechen. Als er dann von der Kanzel in die Sakristei trat, stand dort bereits der Diener der Baronin und reichte ihm ihre Visitenkarte, auf der geschrieben stand: „Nach der Messe erwarte ich Sie ehrerbietig zum Mittagessen! Sie sind ein Dichter. Olga von Haberecht.“

Sein Leben lang hatte Pfarrer Jaritsch nicht so schnell die Messe zelebriert wie damals.

Er verschluckte das ganze: „Ita missa est!“

Das Wunder von Golconda.

Die Kaffeernie bringt den kolumbianischen Farmern immer viel Aufregung, denn sie stehen jedesmal von neuem vor der Notwendigkeit, Arbeiter in den stundenweit entfernten Dörfern zu werben. Bereits lange vor der Ernte setzt eine Agitation ein. Und die Verwalter und Agenten scheuen weder Kosten noch Mittel, um Arbeitskräfte zusammenzutrommeln. Die Kaffeebohne muß ja in ganz kurzer Zeit gepflückt sein, sonst fällt sie in den Boden und ist verloren.

Jeder Verwalter wird daher ernstlich bemüht sein, den anderen mit Werbemitteln zu übertrumpfen. Der eine bietet besseres Essen. Etwa die doppelte Portion Fleisch pro Tag. Der andere ein halbes, oder gar ein ganzes Pfund Syrup mehr!

Ja, der Syrup! Den müssen die eingeborenen Arbeiter (Indianer, Negizen und Negermischlinge) haben. Eher litten sie eine Kürzung des Lohnes. Ihren Syrup können sie nicht entbehren. Der ist jeder Verteidigung wert. Dieser Syrup, aus Zuckerrohr gewonnen, wird von den Eingeborenen mit Wasser verdünnt, in ausgehöhlten Früchten (ähnlich unserem Kürbis) aufbewahrt, die mitunter bis zu 20 Liter fassen. Innerhalb weniger Stunden fermentiert diese Flüssigkeit und ergibt ein stark alkoholisches Getränk. Solch ein Gefäß ist ein Schatz für seinen Besitzer und nur noch mit der eingerauchten Pfeife des passionierten Rauchers vergleichbar. Je älter das Gefäß, desto reichlicher hat sich der Gärpilz angelegt, um so rascher fermentiert das kostbare Getränk. Es hat sich erwiesen, die Farm, die den meisten Syrup verspricht, gewinnt Arbeiter genug. Freilich nicht immer gute Arbeiter. Denn der viele Syrup muß sich naturgemäß auswirken. Und mitunter saufen sie schon in den Morgenstunden und fallen hernach besoffen und unbekümmert zwischen die mannshohen Kaffeesträucher.

Der Verwalter auf Golconda wußte vom Syrup ein schmerzliches Lied zu singen. Deshalb tüftelte er ein gleichermäßen zugkräftiges Werbemittel aus. Er trug bei Nacht und Nebel ein Bild an den Pfahl und klemmte es aufrecht zwischen die hohen Werraine. Ein Madonnenbild, aus der Kuppelkammer des Farmerhauses. Alt und staubverdunkelt. Eine süßliche Madonna spanischen Stiles.

Der eingeborene Kolumbianer ist durchweg getaufter Katholik und betet ebenso gern und oft, als er trinkt. Je primitiver seine Lebensformen, um so gläubiger ist er und opfert freudig seinen letzten Cent für ein Wachszerzchen.

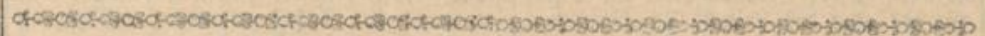
Jedes kolumbianische Dorf muß seinen Heiligen, oder seine Heilige haben. Immer ist dieses Heiligenbild auf mystische Weise ins Dorf gelangt und wird bei allen Gelegenheiten an-

gerufen. Es bekommt sein Fest und wird in großen Prozessionen herumgetragen. Mit Böllerschüssen, Raketen und Stierkämpfen gefeiert. Ein Dorf ohne Heiligen ist unrentabel für den Vater.

Am anderen Morgen schon wurde das Wunder von Golconda ausgerufen. Ein Farmarbeiter hatte es zuerst entdeckt. Und bald wußten sie es auch in der Nachbarylantage: Der Pfahl hatte eine Heilige angeschwemmt über Nacht!! Die Eingeborenen waren toll vor Aufregung und Begeisterung und schleppten die Heilige nach Möglichkeit feierlich in das Farmerhaus. Sie beanspruchten sofort den besten Raum für die Heilige und belamen ihn. Er wurde rasch in ein Stapelschen umgewandelt, zu dem jeder Zutritt haben sollte. Wundertage! Die Arbeit ließ der Verwalter heute ruhen. Es wurde gebeizt, geböllert und gegessen. Prügel und blutige Köpfe gab es auch, denn ein paar heidnische Kreaturen mochten die Heilige nicht anerkennen.

Nein, der Verwalter hatte sich nicht verrechnet.

Nach wenigen Tagen scharten sie sich aus den Dörfern von weit und breit herauf. Männer, Frauen und Kinder. Um die funkelneue Heilige auf Golconda zu besuchen. Ihren Segen zu erbitten. Der primitive Altar war bald über und über mit dicken Kerzen besetzt. Und



Die goldene Armee.

Vom Leben amerikanischer Dollar Könige.

Von Fred Steiner.

Die Geschichte der amerikanischen Kassenvermögen ist die Geschichte der „Fifth Avenue“ in New York. Wenn auch heute die unerhörte Ausbreitung dieser Stadt bereits die „Millionärstraße“ erreicht hat, so bleibt sie doch die „geheiligte“ Stätte der Dollar Könige. Jenen „oberen Fünftundert“, von denen der amerikanische Schriftsteller O. Henry schreibt, daß sie die Wirtschaftsmacht der Welt verkörpern, ist die „Fifth Avenue“ ihr „Heim“ und der Broadway ihr „Büro“. Dort befinden sich die Großbanken, die Trusts und Kontore der Silber-, Kupfer-, Eisen- und Eisenbahnkönige, wie sie sich in selbstbewußter Eitelkeit zu nennen pflegen.

Als lebendiges Symbol des modernen amerikanischen Reichtums gilt der Automobilkönig Henry Ford. So jung diese Geldaristokratie der USA ist, legt sie einen besonderen Wert auf Tradition. Allerdings berührt dieser Begriff des Traditionellen den Europäer fast komisch, wenn er hört, daß die „Dynastie“ Astor

Wunsch, das Meer zu sehen.

Ich sah das Meer noch nie — obwohl der Erde Oberfläche zum größten Teil, sagt man, vom Meer bedeckt soll sein.

Ich würde mir's ja herzlich gerne Sonntags ansehen,

doch ist das nur ein frommer Wunsch — und der genügt, das weiß ich, leider nicht allein...

Ich zähle manchmal meine Ausgehegroßen: So zwei Mark — drei Mark, und was Kupfer — na, das reicht nicht weit, und außerdem — wenn's Geld schon stimmen würde, dann stimmte es noch lang' nicht mit der Zeit!

Kein Geld und keine Zeit, das Meer zu sehen.. So liest man höchstens drüber, steht's in Filmen, denkt sich was dabei — (vielleicht Grundfalsches!) — doch man träumt und träumt halt

wenn die Sehnsucht überschäumt. Man macht sich kühn ein eigenes Bild zurecht — ist's auch nicht echt —

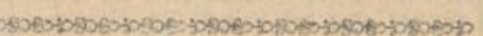
die Sehnsucht, die ist einwandfrei!

Tuti, ein Winker.

in knapp drei Wochen war die Ernte herein! Die Delmadonna hatte Wunder gewirkt. Welcher gläubige Indianer schloge es wohl aus, auf Golcondas geweihtem Boden zu arbeiten. Erntearbeiter in Hülle und Fülle. Der Verwalter durfte sogar getrost die Löhne senken und die Beigaben schmälern.

Endlich kam auch der nächste Dorfpater angeritten. Ein bider, erzürnter Herr. Er hatte nicht nur von der illegitimen Heiligen gehort, sondern am schmerzlichsten ihre Wirksamkeit verspürt. Aber nur an dem beträchtlichen Ausfall der üblichen Spenden. — Die Auseinandersetzung war heftig und unhellig. Hochwürden erklärte die Heilige für Betrug und unlauteren Wettbewerb. Es gäbe nur eine Heilige in der nächsten Umgebung. Die Dortheilige unter seinem Schutze. Eine unverwundliche Holzfigur. Bunt und ansehnlich genug, um einem verschnümpften, ungeweihten Delbilde die Konkurrenz zu halten.

Annemarie Hering.



in der Mitte des 19. Jahrhunderts in Amerika auftauchte und heute als „alteingesessen“ gilt.

Jener Johann Astor aus Heidelberg, der das „Haus Astor“ schuf, hat es damals verstanden, sich durch glückliche Spekulationen ein beträchtliches Vermögen zu erwerben, indem er als erster die künftige Bedeutung jener Sandbank im East River erkannte, die den Namen „Brooklyn“ führte und das gesamte Terrain für den lächerlichen Preis von 10.000 Dollar in seinen Besitz brachte. Heute steht auf dieser Sandbank die Vorstadt New Yorks, Brooklyn, mit fast zwei Millionen Einwohnern. Diese „günstige Bodenspekulation“ hat Astor etwas später veranlaßt, das berühmte Hotel „Waldorf Astoria“ zu bauen, das damals als das eleganteste Hotel New Yorks Weltruf hatte. Heute ist sein Ruhm dahin, denn Häuser wie das „Ritz“, „Pennsylvania“, „Commodore“ u. a. lassen den Luxus von „gestern“ beinahe armselig erscheinen.

Der ältere Begriff „Millionär“ hat sich

gewandelt. Die echten Kennzeichen des Wohlstands der „goldenen Armee“ sind sein Besitz von Yachten, Flugzeugen, Autos, Eisenbahnen, Zeitschriften, Erzgruben, Diamantenfeldern und Erbschaften.

Ein wirklicher Einblick in das Leben dieser „Fünfhundert“ ist kaum zu gewinnen. Man kennt wohl die prominenten Namen, wie Vanderbilt, Gould, Schwab, Astor, Rockefeller, Ford, Pannabe, Guggenheimer, Masah, Carnegie, Hershey und manche anderen. Aber da diese „goldene Armee“ nicht nur die Wirtschaft regiert und kontrolliert, sondern auch eine unumschränkte Macht auf die gesamte Presse ausübt, dringt nur wenig „Privates“ über sie in die Öffentlichkeit. Der amerikanische Schriftsteller Upton Sinclair hat in seinem Roman „Metropolis“ eine sehr gute Schilderung dieser „Luxusmenschen“ gegeben. Es wird erzählt, daß er sich seine Kenntnisse dadurch verschafft habe, daß er im Hause eines Multimillionärs als Lakai tätig war. Im Hause von Vanderbilt soll er seine Aufzeichnungen gemacht haben, bis man ihn entdeckte und hinauswarf.

Das Leben dieser „Fünfhundert“ verläuft trotz ihres unermesslichen Reichtums schematisch und eintönig. Sobald der Sommer beginnt, treffen sie sich im Luxusbad Newport. Ein gewöhnlicher Sterblicher kann diesen Platz nicht betreten; nicht, weil ihn Verbote daran hindern, sondern weil die „Fünfhundert“ allen Grund und Boden, Wald und Wasser dort aufgekauft haben, so daß sie das Recht haben, „Unbefugten“ den Eintritt zu verwehren. Der Luxus und die Verschwendung, die sich dort breit machen, sind für unseren europäischen Geschmack ebenso unfassbar wie unerreichbar. Einmal im Jahre bietet sich dem gewöhnlichen Amerikaner Gelegenheit, die „Fünfhundert“ in ihrem Glanz und in ihrer Pracht zu bestaunen: im November, wenn die „Season“ beginnt, die mit der Premiere in der Metropolitan-Oper eröffnet wird. Dieser Auftritt der „goldenen Armee“ wohnt immer eine vieltausendköpfige Menge bei.

Der große Vogen-Rang, der für die „Fünfhundert“ reserviert ist, hat im Volksmund den Namen des „Brillantenhefens“ bekommen, denn was da an Edelsteinen getragen wird, soll nach zuverlässiger Schätzung den halben Brillantenvorrat der Welt darstellen. Die Preise dieser Vogenplätze sind dem Reichtum ihrer Besitzer „angepaßt“. So kostete ein Platz beim Auftreten des berühmten Sängers Schallapin tausend Dollar. Im allgemeinen sind die Vogenplätze für Premieriere nur schwer oder überhaupt nicht zu bekommen, denn es gehört zum „guten Ton“, daß man sie für fünf Jahre im voraus nimmt.

Denkt man an die üblichen Berichte, die erzählen, daß der Aufstieg des Milliardärs in Amerika vom Streichholz- oder Zeitungsbekäufer aus begonnen haben soll, oder daß ein Stiefelpußer oder Tellerwäscher die goldenen Sprossen emporgestiegen sei, so darf man das ruhig als mehr oder weniger hübsche Legende verbuchen, die sich der Amerikaner nicht ungern erzählen läßt. In Wirklichkeit schweigen die Dollar Könige gerne über ihre „Anfänge“, denn der Weg zum Reichtum, die rücksichtslose Jagd nach dem Dollar bedingt oft Mittel und Wege, die manchmal etwas dunkel sind. Die ersten großen Vermögen wurden durch Sklavenhandel und wilde Grundstückspekulationen erworben. Die goldene Pyramide vieler amerikanischer Reichtümer ruht nicht immer auf reeller Basis.

Gewiß soll nicht vergessen werden, daß viele dieser Milliardäre durch großzügige Stiftungen von Bibliotheken, Universitäten, Museen und Schulen auch sozial eine Tat vollbracht

haben. So stiftete der Oelkönig Rockefeller im Laufe der letzten zehn Jahre fast zwei Milliarden Mark, Carnegie 1400 Millionen, der Schokoladenkönig Hershey 240 Millionen, der Rodalkönig Eastman 200 Millionen und Mrs. Russell Sage „nur“ 160 Millionen. Und doch kümmern sich die Massen des amerikanischen Volkes nicht um jene „Fünfhundert“. Die „goldene Armee“ lebt ein abgeschlossenes künstliches Dasein, dessen Grenzen mathematisch berechnet sind.

Die Sehnsucht der heutigen Geldaristokratie Amerikas nach dem „echten Adel“ ist noch die

alte. So hat eine Tochter Goulds einen Marquis von Castellane geheiratet und eine Tochter Vanderbilts den Herzog von Marlborough zum Gatten „erworben“. Diese Bestrebungen der „obersten Schicht“ sind ein Zeichen, die, trotz aller Dollars, mangelnde Kultur der Persönlichkeit zu erheben, indem man sie „kauft“. Emerson, der amerikanische Philosoph, hat dieser kulturfremden und dollarwütigen Gesellschaft unbedeutend einen Satz in das fehlende Stammbuch geschrieben: „Das einzige, um was es sich zu schaffen lohnt, sind Ideen!“

Der Räuber Kerim. Geheimnisse im Kaukasus.

Die Alten haben vom Kaukasus gesagt, er sei „der Ring der Berge, der die Erde umläuft, wie ein Fingerring den Finger“. Noch heute ist dieses weite Gebiet in Europa fast unbekannt und doch ist es die Stätte der abenteuerlichsten Taten und der merkwürdigsten Völker. Es gibt dort im modernen Sinne auch zivilisierte Gegenden, aber auf den Bergen und in den schwer zugänglichen Schluchten leben Völker, die ihre ursprüngliche Eigenart sich bewahrt haben, christliche, mohammedanische und heidnische Sippen, darunter solche mit einer hochentwickelten, alten, den Europäer allerdings sonderslich anmutenden Kultur, andere mit rohen, primitiven Daseinsformen. Ueber diese reiche, romantische und vielgestaltige Welt hat Essad-Bey ein sehr lesenswertes Buch geschrieben („Zwölf Geheimnisse im Kaukasus“), das soeben im Verlag der Deutsch-Schweizerischen Verlags-A.-G., Berlin-Zürich, erschienen ist. Essad-Bey erweist sich als glänzender Kenner der kaukasischen Menschen und Verhältnisse, der dort herrschenden Sitten, Gebräuche, aber er ist auch ein einzigartiger Schilderer und Erzähler der vielen Geschichten und Sagen, die unter den kaukasischen Bergbewohnern seit alten Zeiten lebendig und oft für das merkwürdige Seelenleben dieser Menschen charakteristisch sind. Mit freundlicher Erlaubnis des Verlages geben wir aus dem empfehlenswerten Buche eine dieser Geschichten nachstehend wieder:

Es lebte wenige Jahre vor dem Kriege im Kaukasus ein Räuber namens Kerim, er plünderte die Reisenden, überfiel Stationen und bereitete sich wie üblich auf die spätere Laufbahn eines kaiserlich russischen Generaladjutanten entsprechend vor. Wie er zu seinem Gewerbe kam, ist unbekannt. Es wird erzählt, sein Vater sei von einem russischen Offizier erschossen worden. Das gab zuerst Anlaß zur Blutrache und später zu andauernder Räuberei. Kerim war das, was man einen edlen Charakter nennt, er plünderte nur die Reichen und nur Männer, Frauen gegenüber war er ein galanter Kavaller. Wenn er eine Eisenbahn überfiel, so raubte er die Männer bis aufs Hemd aus, den Frauen dagegen küßte er die Hand. Er rührte sie nicht an und wenn sie Säcke voll Gold bei sich gehabt hätten. Das führte natürlich dazu, daß die Männer bei jedem Überfall so schnell als möglich ihre Wertgegenstände den Frauen übergaben und nur eine kleine Anstandssumme bei sich behielten.

Auch im Kampfe mit der Polizei trat Kerim stets als Gentleman auf. Er tötete einen Offizier erst, wenn er ihn vorher dreimal gewarnt hatte. Die Warnung bestand darin, daß er zuerst dem schlafenden Offizier die Kleider stahl, dann sein Haus in Brand setzte und zuletzt sein Pferd erschoss. Erst wenn er sah, daß diese Warnungen nichts halfen und der Offizier ihn nach wie vor verfolgte, tötete er ihn erbarmungslos.

Ganze Regimenter wurden ausgeschickt, um ihn zu erwischen, doch verstand er es, stets rechtzeitig der Gefahr zu entgehen. Es dauerte gar nicht lange, bis die schwärmerischen Kaukasier ihn zu einer Art Nationalhelden erhoben. Endlich beschloß die russische Regierung, zu dem altbewährten Mittel der Auslobung zu greifen, das schon manchen Verbrecher in die Hände der Gerechtigkeit geliefert hat. Fünzigtausend Rubel, eine Summe, die für die kaukasischen Verhältnisse phantastisch ist, sollte derjenige erhalten, der den Räuber den Russen verrät. Die Nachricht von den fünfzigtausend Rubeln verbreitete sich im Lande sehr rasch. Der Kaukasier leistet in solchem Nachrichtendienst Erstaunliches. Blugschnell wandert jede Nachricht über Felsen und Tüfen, Berge und Täler. Man braucht keine Zeitungen...

So war es auch mit den fünfzigtausend Rubeln. In wenigen Tagen wußte der ganze Kaukasus davon und lachte. Selbstverständlich gab es in den Bergen niemanden, der Kerim verraten hätte. Wer ihn verraten wollte, der konnte es nicht, und wer es konnte, der tat es nicht. Der Anschlag der Russen mißlang dieses Mal.

Nahre vergingen, das Geld wartete auf den Verräter, unbekümmert übte Kerim seine Tätigkeit aus. Da erkrankte er eines Tages und die weisen Aerzte der Berge sagten: „Deine Zeit ist gekommen, nur vier Wochen noch wirst du am Leben bleiben.“ Lange saß Kerim nach. Ein weißer Entschluß reifte in ihm. Er suchte ein Dorf auf, das ihm seit Jahren stets sichere Zuflucht gegen die Russen geboten hatte und ließ sich im Hause des ärmsten Bauern nieder. Dießen Kerim den Namen, der ihn so oft geküßt und gerettet hatte, beschloß er, jetzt zu begnügen.

„Kerim“, sagte er, „gehe in die Stadt zu dem russischen General, laß ihn in deinem Hause fesseln, der Räuber Kerim. Dann wird der General kommen, mich abzuholen, und du bekommst fünfzigtausend Rubel.“ Der Bauer brang eisig auf: „Ich bin kein Verräter“, rief er. „Ich verkaufe meine Freunde nicht!“ Der Räuber ließ aber nicht nach, sondern beschloß, den Kadi zu rufen, die Ältesten des Dorfes und erklärte ihnen, wie er den Bauer glücklich machen wollte. „Mein Leben ist nichts mehr wert“, sagte er, „ich möchte, daß mein Freund die fünfzigtausend Rubel erhält! Warum soll das Geld bei den Russen bleiben?“

So geschah es dann auch. Ein ganzes Detachement russischer Polizisten erschien im Dorfe, umringte das Haus, wo der Räuber versteckt war und verhaftete ihn nach längerem Kampfe. Kerim starb an seiner Krankheit, ehe er erschossen werden konnte. Der Bauer aber erhielt noch vor seinem Tode das Geld. Der Wunsch des Räubers war erfüllt, die Staatskasse um fünfzigtausend Rubel ärmer.

Das ist die rührende Geschichte des Räubers

Armen, der seinen Freund, den Armenien unter den Armen, glücklich machte und für ein wertloses Ding, sein erlöschendes Leben, fünfzigtausend Rubel zum Wohle der Armen eintauschte.

Vöglein Sahak.

Ein armenisches Märchen.

Das fängt mit dem ersten Frühlingstag an und geht den ganzen Sommer hindurch: sobald die Sonne schlafen gegangen ist, hebt in den schattigen Weingartentälern Armeniens eine klagende Stimme an zu singen — Sahak... Sahak...

Niemand kann mir sagen, woher diese Stimme kommt, Wohin ich gehe im ganzen Tal, überall ist die Stimme mit ihrem Gesang. Immer wenn ich glaube, mich ihr zu nähern, steht sie aus meiner Nähe und wiederholt ununterbrochen das eine schmerzliche Klage — Sahak... Sahak... Sahak...

Die Leute sagen, diese Stimme sei das ewige Klageged eines wunderbaren Vögleins, das vor Zeiten ein Mensch war.

Damals war in Armenien eine Mutter, eine zärtlich liebende Mutter, die einen einzigen Sohn hatte, der Sahak hieß. Das war ein glanzblonder Junge, dem ihre ganze Seele gehörte, mit dem sie über große Liebe verband. Und Mutter und Sohn waren glücklich miteinander, sehr glücklich...

Damals herrschte aber ein schlimmer Brand: Wenn eine Brücke gebaut worden war, mußten die Wassergesister begünstigt werden. Deshalb erwartete man ihnen den Menschen, der zuerst über die neugebaute Brücke ging. Bliebe ein solches Opfer aus, so meinte man, würden die Wasser bald in Horn geraten und mit ihren unbändigen Wogen die Brücke zerbrechen.

Ein schwarzer Tag. Der glanzblonde Sahak, der diesen herzlosen Brand nicht kannte, ging, sich die neugebaute, eben fertiggestellte Brücke zu betrachten. Arglos lachend ging er über die Brücke.

Wehe, der Volksbrand kennt kein Erbarmen: Sahak wurde das unglückliche Opfer der neugebauten Brücke.

Die Mutter, die ja von dem schrecklichen Unglück nichts wußte, wartete voller Sorge, daß ihr Sohn heimkäme; sie wußte ja gar nicht, wo er hingegangen war. Wo der glanzblonde Sahak hingegangen war, da lehrte er nicht mehr heim. Die Mutter lief wir nach Nord und Süd, um ihren lieben Jungen zu finden — sie hat ihn nirgends gefunden.

Wer könnte sagen, wie lange die unglückliche Mutter in Bergen und Wäldern gesucht und den Verlust ihres lieben Sohnes beklagt hat. Eines Tages — wie es gekommen ist, weiß man nicht — hatte sie stillgelassen und schwang sich in die Luft.

Von der Zeit an birgt sie sich im Dunkel der Nacht und klagt über ihr schwarzes Los und sucht ihren lieben Jungen immer noch und hört nicht auf mit ihrem traurigen Sang — Sahak... Sahak... Sahak...

Wissenswertes Allerlei.

Shakespeares Geburtsort, Stratford-on-Avon, verleiht jährlich eine Viertelmillion an ihrem berühmten Sohne. Allein als Eintrittsgeld an den verschiedenen Shakespeare-Gedenkstätten gehen etwa 60.000 Mark ein. Hinzu kommen die viel größeren Beträge für Übernahmen, Verkäufe und Kauf von Andenken.

Das Schachspiel, das man den alten Persern und Chinesen zuschrieb, scheint ein noch weit höheres Alter zu haben, denn neuerdings wurde in der Nähe von Kairo in dem Grab

eines altägyptischen Priesters ein Schachbrett gefunden, wodurch bewiesen ist, daß die Ägypter schon vor mindestens 5000 Jahren das Schachspiel kannten.

Das erste Thermometer wurde von Galilei zu Ende des 16. Jahrhunderts konstruiert, war aber natürlich noch sehr primitiv; erst Ende des 17. Jahrhunderts wurden die ersten brauchbaren Thermometer hergestellt. Der erste bedeutende Thermometermacher war Fahrenheit, der als erster Quecksilber in den Thermometern anwandte.

Das Wort Hurra ist ein alter magyarischer Kriegsruf und bedeutet: Schlacht ihn tot.

Regen pflegt sich durch die verschiedensten Anzeichen anzukündigen, die man nur zu beobachten braucht, um sein eigener und recht zuverlässiger Wetterprophet zu sein. Zunächst erscheinen ferne Gegenstände (Häuser, Baumgruppen, Berge und dergleichen) viel näher. Der Rauch aus den Schornsteinen steigt nicht in die Luft empor, sondern wird zu Boden gedrückt. Spinnen kommen zum Vorschein und kriechen an den Mauern und Wänden, Fliegen kommen in größerer Anzahl ins Haus. An der See fliegen bei schlechtem Wetter die Möwen an Land. Schwalben fliegen niedrig, so daß sie fast die Oberfläche des Bodens berühren. Ameisen sind besonders tätig und arbeiten in ihren Bauten mit größter Geschäftigkeit. Viele Blumen schließen ihre Blütenkronen. Der Mond hat einen Ring oder Hof, Frösche quaken, Kinder heben die Köpfe, blicken unruhig umher und scharen sich unter Bäumen zusammen, so daß die Schwänze der Windrichtung zugekehrt sind. Enten und Gänse quaken lauter als gewöhnlich. Pfauen kreischen schrill. Die Rahe putzt sich das Gesicht. Hunde fressen Gras.

Für Französischlernende.

Für Anfänger und auch für Fortgeschrittene sind die drei Bände des Lehrbuches für Mittel- und Hauptschulen „Notre livre de français“, erschienen im Deutschen Verlag für Jugend und Volk, Wien I, Burggasse 9, bestens zu empfehlen. Die Verfasserin Alice Furtmüller hat hier Lehrbücher geschaffen, die der Wiener Schulreform angepasst sind und die weltanschaulich ganz anderen Grundsätzen Rechnung tragen, als die meisten der alten Lehrbücher. Zahlreiche Illustrationen unterstützen in der wirkungsvollsten Weise den Unterricht, wie überhaupt der Lehrstoff so gefaßt ist, daß er auf den Schüler anregend wirkt und ein frohliches Zusammenarbeiten von Lehrern und Schülern ermöglicht. Jeder einzelne der Bände enthält eine Fülle kleiner Geschichten, daneben auch eine kleine Sammlung von französischen Liedern mit Noten sowie einen Abriss der französischen Grammatik.

Weiteres.

Unzufrieden. Die sechsjährige Lotte hat leuchtendrote Haare und wird deshalb von ihren kleinen Mitschülerinnen arg geneckt. Weinend klagt sie es der Mutter, die sie mit den Worten trösten will: „Laß nur, die sind ja alle dumm. Die Haare hat dir der liebe Gott gemacht!“ — Woran Lotte empört: „Na, weißt du, Mutter, beim lieben Gott lassen wir aber nichts mehr machen!“

Alkohol. Meier sitzt mit Lehmann im Konzert im Leipziger Kaufhaus. Lehmann versteht was von Musik. Er fragt Meier leise: „Findst du nicht auch, daß die hier eine schlechte Agendaband haben?“ Meier sieht nach rechts und links und schnüffelt: „Ich rieche nichts.“

Unter Freundinnen. „Ist es wahr, daß du dich von deinem Manne scheiden läßt, Lucy, und lediglich aus dem Grunde, weil du dahinter kammst, daß das Hausmädchen deine Seidenhemden trägt?“ — „Nein, nur deshalb, weil mein Mann sich ohne mein Wissen davon überzeugt hat.“

Die größeren Brötchen. Einem Bäckermeister wird am Stammtisch heftig zugelegt: „Sag mal, Meister, wie kommt es denn, daß die Brötchen in R. viel größer sind als bei uns im Ort?“ — „Weber das kommt? Nun, werden wohl mehr Mehl dazu nehmen!“

Schach-Ecke.

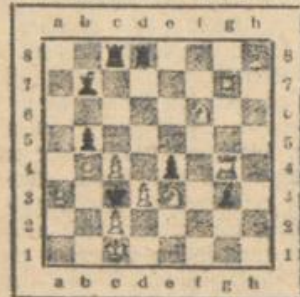
Alle Zuschriften und Anfragen an Gen. Wenzel Scharoch, Zweittg Nr. 65 bei Teplitz-Schönan.

Allen Anfragen ist Retourmarke beizulegen.

Schachaufgabe Nr. 27.

Von Gen. Josef Hieke, Meistersdorf. (Original.)

Schwarz: Kc3; Tc8, d8; Lb7, g3; Bb5, e4 (?).



Weiß: Kc1; Td1, g7; Lh8; Se3, f6; Ba3, b4, c2, e4, d3 (11).

Matt in 2 Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an oben genannte Adresse zu senden.

Lösungszug zu Nr. 24: Sf4-g6!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Walter Ludwig und Robert Franz, Amstau; Bachmann Reinhold, Pöhl, Alois, Gähler Willi, Müller Max und Löner Max, Buchmantel; Albert Rudolf, Prolet; Zeismann Rudolf und Weill Ferd., Pöhl a. d. G.; Tille Josef, Goidorf; Pagner Josef, Schachabteilung, Neustadt; Schrott Karl, Bilitz; Ridel Karl, Ebnwald; Rübke Georg, Gental; Thiel Josef, Obergeorgental; Demel Rudolf, Schirndorf bei Bism.-Trüben; Beutel Wilhelm, Arnstorf bei Telfsch; Gottfried Hans, Urdorf; Hans und Adam Peter, Bielefeld bei Staab; Baum Franz, Oberleutensdorf; Fiebel Josef, Meistersdorf; Böhm Johann und Bräutigam Anton, Bergesgrün; Schlosser Heinrich und Unter Rudolf, Graupen; Gual Adolf und Scharoch Franz, Wistertshaus; Ubrich Gustav, Kottwitz bei Daida. (Auf Sf4-g6 folgt Tg8-g5, Th1-h3 Ld7-h3.) Siehe Lösung.

Nachtrag zu Nr. 23: Achler Adolf, Lärnig.

Briefkasten.

B. Reinhold, Buchmantel: Besten Dank, gut verwendbar.

Ed. Heinrich, Graupen: Dreier sehr hübsch, 2 Bäger nach d7-d8! ebenfalls.

H. Johann, Bergesgrün: Ich empfehle dir die „Deutsche Arbeiter-Schach-Zeitung“, erscheint monatlich, Preis 50 Pfg. — 4 Kz. für Bundesmitglieder 2 Kz. Bitte sende dich an Gen. Pöhl Alois, Teplitz-Schönan, Tischlergasse 5-6.

Schachnachrichten.

Sezienspiele im V. Kreis, II. Bezirk, 4. Runde. Sonntag, den 22. Heber, hatten die Wistertshaus die Graupner Schachsektion zu Gast, welche der Hausmannschaft den Sieg durchaus nicht leicht machte. Mit dem Ergebnis 5:1 schieden die Graupner voneinander. Wistertshaus mußte sich an 1. Brett geschlagen geben, nachdem eine auf Gewinn stehende Partie durch ein großes Versehen aus der Hand gegeben wurde. — Gleichwohl und Buchmantel haben sich gegenseitig den Wettkampf am 26. Heber ausgetragen. Turniertag in der nächsten Folge.